Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 46 **Marburg i. H., den 16. November** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Wunder der Seele — Der Turmbau von Babel. Eine Bußtagsbetrachtung 1916 — Treitschke, Nietzsche, Bernhardi. Schluß — Frank Wedekind — Bochum und Gardelegen — Verschiedenes: Bulgarien und Mitteleuropa (Naumann); Bildungswesen und Schulreform in der Türkei (Eberhard); Der britische Imperialismus (Salomon); Kleine Mitteilungen; Kriegsliteratur — Anzeigen

Wunder der Seele

Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Ps. 73, 25 f.

Anstatt einer Auslegung dieser Worte, die den unübertroffenen Ausdruck der tiefsten Herzensreligion, der wahrhaftigen und restlosen Verwirklichung des Gottesverhältnisses oder dessen, was man heute das Gotterleben nennt, darstellen, soll eine lebendige Illustration dazu gegeben werden, die den Vorzug hat, wahr und historisch zu sein: denn unsere Feinde selber haben die nachfolgende Geschichte von einem deutschen Soldaten erzählt, der irgendwo auf dem westlichen Kriegsschauplatz den Heldentod, den Heldentod sans phrase, gestorben ist.

Maurice Barrès, der französische Akademiker, berichtet in Les Annales, indem er seine Eindrücke von der Front schildert, unter dem Titel: L'agonie dans les étangs „Der Todeskampf in den Weihern" folgende Episode:

Darauf zeigte mir der Offizier einen dunkeln Weiher, der ruhig, von hohen Pappeln umsäumt, dalag. Kürzlich hat sich hier etwas zugetragen. Fünf Tage hindurch hörten unsere Soldaten in den Schützengräben das laute Rufen und Schreien eines schwerverwundeten Deutschen mit an. Er hatte zu einer vorüberstreifenden Patrouille mitgehört und war ins Bein getroffen worden. Seine Kameraden hatten keine Zeit, ihn in Sicherheit zu bringen, und so blieb er denn, langsam sterbend, am Teiche liegen. Auch die französischen Soldaten vermochten es nicht, ihn zu holen. Erst nach fünf Tagen, als eine kurze Pause im Kugelregen eingetreten war, brachte ihn einer der unsrigen herüber. Der Deutsche dankte noch allen mit großer Herzlichkeit, starb indessen gleich hernach. Das Merkwürdigste war, daß dieser am sumpfigen Weiherrand langsam, aber sicher dem Tod entgegen gehende deutsche Soldat sein Tagebuch mit großer Seelenruhe weitergeführt hatte. Dieses Tagebuch wurde mir anvertraut, und ich fand ganz am Ende folgende Notiz: Es scheint des Allmächtigen heiliger Wille zu sein, daß ich sterben und euch das letzte Lebewohl zurufen soll. Ich bin schwer durch eine feindliche Kugel verwundet. Mein rechtes Knie ist zerschmettert; erheben kann ich mich nicht mehr. Fünf Tage lang liege ich schon hier am Walde. Der Hunger wird unerträglich. Ich habe zuerst den Herrn um Hilfe angefleht, aber bis jetzt ist sie ausgeblieben. Trotzdem weiß ich, daß der Herr bei mir ist, und deshalb bin ich ganz ruhig und geduldig. Es geht ja nicht mehr lang und ich bin daheim, bei meinen Brüdern, drüben in dem schönen Lande, wo wir uns alle wiederfinden werden, an dem lauteren Strom, klar wie Krystall. Also auf Wiedersehn, hier unten oder dort droben im Licht! Wilhelm B . . .

Diese Geschichte kommt mir nicht mehr aus dem Sinn, seitdem ich sie vor mehr als einem Jahre in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung gelesen habe. Nicht deswegen, weil dort (Nr. 26) zugleich auf die geradezu erstaunliche Unwissenheit des Mitglieds der französischen Akademie in biblischen Dingen hingewiesen wird, der die herrliche Stelle Offenb. 22, 1 vom krystallenen Strom nicht zu kennen scheint, darum das Geschriebene höchst seltsam findet „voll von Fieberphantasien und Religion", dem es auffällt, wie diese deutschen Barbaren ihre Gottheiten mit ins Feld nehmen: „Dieser Wilhelm B. hielt sich zur Abwechselung an die altgermanischen Rheintöchter, denn der krystallene Strom ist doch gewiß der Rhein" — — nein, die Bibelkunde oder -Unkunde des französischen Gelehrten kann uns nur beiläufig interessieren. Was aber uns höchst nahe angeht und unsern Geist nicht nur ansprechen, sondern im Tiefsten aufrufen muß, das sind die Wunder der Seele, die sich in der Brust dieses verschmachtenden, mit dem Tode ringenden Helden verwirklicht haben. Von Schmerzen durchzuckt, vom Hunger gequält, in völliger Hilflosigkeit und Vereinsamung fünf Tage und Nächte daliegend, und, was das Bitterste ist, um göttliche Hilfe flehend, ohne äußere Erhörung zu finden: in dieser äußeren und inneren Trostlosigkeit findet dieser Unglückliche noch die Kraft, nicht nur in sein Tagebuch klare Gedanken und Hoffnungen, die über den Tod hinüberreichen, hineinzuschreiben, sondern das Bekenntnis auszusprechen: „Trotzdem weiß ich, daß der Herr bei mir ist, und deshalb bin ich ganz ruhig und geduldig!" Das ist ja nichts Anderes als das Bekenntnis des Psalmisten: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!"

Wenn wir in dieses Wunder der Seele, das nur der lebendige Gott und sein ewiger Geist wirken kann, hineinschauen wie in einen klaren, tiefen Wasserspiegel, so melden sich in unsrer Brust von selbst einige wichtige Fragen und Winke für uns selber, für unser persönliches Christentum, Fragen der Selbstprüfung und Winke der Ermunterung, die wir nicht überhören dürfen:

Denkst du daran, daß der Todeskampf dieses Opfers auf dem Schlachtfelde nur ein Beispiel ist unter vielen tausenden? Gedenkst du auch der Einsamen, Verlassenen, Verschmachtenden, so, wie es in einem Kirchengebet schlicht und tief lautet: „Kehre ein bei dem einsamen Kummer, den kein Mensch kennt und dem kein Mensch helfen kann, und gib denen, die sich verlassen dünken, lebendiger zu fühlen, daß du bei ihnen seiest"?

Sodann aber: wie geht es dir selbst in den schwersten, einsamsten Stunden, wo du dich von Gott verlassen wähnst? Kennst du das Stück eigen Land, den seligen, unentreißbaren Besitz, den jener stille Ueberwinder sein eigen nannte, das Gotterleben, das „Du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich"?

J H

Der Turmbau von Babel

Eine Bußtagsbetrachtung 1916

Fern im Osten liegen unter gewaltigen Trümmerhügeln längst verstorbene Kulturwelten begraben. Der Spaten der Forscher schürft an den Ruinenstätten und der Fleiß der Gelehrten sucht die Zeugnisse einer untergegangenen Welt wieder zum Sprechen zu bringen. Eindrucksvoller aber als alles, was die gelehrte Forschung uns enthüllen kann, ist die unmittelbare Sprache des Trümmerfeldes. Wer Ohren hat zu hören, vernimmt hier die Kunde von der Vergänglichkeit der menschlichen Größen und aller Kulturwerke. „Es war einmal", so fangen die Märchen an, und mit behaglicher Spannung lauschen die Kinder und träumen sich in ein fernes Wunderland. „Es war einmal", so raunt es zwischen den Trümmern Babels: Es waren einmal Paläste und Tempel, unermeßliche Festungswerke und Kanäle, Großstädte und Staatengebilde, doch alles ist in Staub gesunken. — Wir sind heute wieder hellhöriger geworden für die Kunde aus der grauen Vorzeit, und je und dann huscht ein leises Erschrecken über die Seele: sollte das Rad der Ge-

schichte, das schon über so manches Kulturvolk zermalmend hinweggegangen ist, auch unsre abendländische Welt erreichen? Wir scheuchen diese Gedanken von uns, als läge in ihnen eine Versuchung zu lähmendem Versagen, als wären sie ein Verrat an unserm Glauben an die abendländische Kultur, die wir so oft gepriesen haben, ein Verrat an der Kraft und Größe der deutschen Kultur. Und doch! Ist es nicht vielmehr Feigheit, einem Gedanken, der uns ernst anblickt, auszuweichen? Es handelt sich hier doch nicht um Phantasien eines Fanatikers wider die Kultur, sondern um Tatsachen, die mit unauslöschlicher Schrift in die Bücher der Geschichte eingezeichnet sind. Darum ist es klug und tapfer, den Tönen, die vom Trümmerfeld Babyloniens zu uns herüberklingen, zu lauschen und ihre schwermütige Melodie wieder herzustellen, damit ihre Warnung uns tief in die Seele dringe.

Die Völkerstämme, die an den Trümmerstätten des Euphratlandes vorüberzogen, erzählten sich: Es lebte einmal ein großes, mächtiges Volk von einer Sprache und einer Sitte. Kein Werk dünkte ihnen unmöglich, und in stolzem Selbstgefühl planten sie das Gewaltigste, was Menschen je ausgesonnen, einen Turm, der von der Erde zum Himmel reichen sollte. Aber die Gottheit fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprache, daß sie das Werk nicht vollenden konnten. Was ein Denkmal der menschlichen Größe werden sollte, ist ein Denkmal des göttlichen Gerichts geworden. — So die Sage, die man oft geringschätzig beiseite geschoben hat, kaum wert, um Kinder damit zu unterhalten. Und doch liegt in diesem Stammeln der Völker, die von nüchterner Geschichtsbeurteilung keine Ahnung hatten, mehr Wahrheit als in manchem Werk der exakten Geschichtsforschung. Die Wahrheit der Geschichte gehört aber nie bloß der Vergangenheit an, sondern ist immer auch gegenwärtig.

Es ist gegenwärtige Wahrheit, daß die abendländischen Kulturvölker zu einem immer höheren Kraftbewußtsein emporgestiegen sind. Sie hielten sich für die Herren der Welt, denen die Gesetze der Natur spielend gehorchten. Weil sie aber selbst Herren der Welt waren, brauchten sie keinen Herrn über sich; Gott wurde ihnen Name, Rauch und Schall. Immer kühner wurden ihre Werke, immer unermeßlicher die Güter der Erde, die sie häuften. Da kam eine seltsame Verblendung über sie. Sie hatten sich einmal Brüder genannt, und nun entbrannten sie in Haß und Zorn wider einander. Sie hatten miteinander an gewaltigen Kulturwerken gebaut, und nun zerstörten sie ihr eigen Werk in sinnloser Wut. Sie hatten miteinander darauf gesonnen, wie man dem letzten Feind, dem Tod, seine Beute abringe und wie man ihm den Stachel ausbreche, und nun riefen sie ihn selbst zu tausend Toren herein und drückten ihm die entsetzlichsten Waffen in die Hand. Sie hatten internationale Verständigung gesucht und eine Weltsprache geschaffen, und nun verstanden sie sich nicht mehr. Es ist so buchstäblich wahr geworden, was in der Sage vom Turmbau steht (1. Mose 11, 7): „Wohlauf laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß Keiner des Andern Sprache verstehe." Das ist neben allem andern Schweren und Furchtbaren das Tragische in dieser Zeit, daß die Völker sich nicht mehr verstehen, aneinander vorbeidenken, vorbeireden. Die Vertreter jedes einzelnen Volkes reden von den Idealen, für die sie kämpfen; sie reden von ihrem heiligen Recht und ihrem heiligen Krieg und ihren lautersten Triebkräften. Jedem Volk erscheint das gegnerische als ein Ausbund aller satanischen Kräfte; es gibt nichts Gemeines, das man dem Feinde nicht zutraut. So denken und reden die Völker aneinander vorbei, und es erscheint völlig aussichtslos, daß sie jemals wieder zu einer inneren Verständigung kommen.

Was wir hier in unermeßlichen Dimensionen wahrnehmen, haben wir im Einzelleben schon vielmals beobachtet. Wie oft geschieht es, daß edelempfindende Menschen durch einen scharfen Interessengegensatz hart aneinander geraten. Jeder glaubt völlig im Recht zu sein und hält es für seine Ehrenpflicht, sein Recht zu wahren; Jeder ist überzeugt, daß der Andre aus eigennützigen Motiven handelt, daß sich in seinem Verhalten ein häßlicher Charakterfehler offenbart. Dann heißt es: „ich hielt ihn für einen feinen Menschen, jetzt in dieser Sache habe ich ihn durchschaut." Sie streiten in Gedanken miteinander; bei Tag und Nacht gehen die Streitreden hin und her, mit denen man den Andern wenigstens in Gedanken zu widerlegen und niederzukämpfen sucht. Freunde versuchen eine Verständigung herbeizuführen, aber weil dabei immer wieder der Streitfall von Anfang an durchgesprochen wird und Jeder den Andern von seinem Unrecht überzeugen will, so entbrennen von neuem wieder die Leidenschaften. Es gibt keine Möglichkeit zum Frieden zu kommen, solange die Schuldigkeiten gegeneinander aufgerechnet werden. Es gibt nur den einen Weg zum Frieden, daß die Schuldscheine zerrissen werden; daß man sich gegenseitig gesteht: „mag unser Streitfall liegen, wie er will, unsre Schuld liegt darin, daß wir um der einen Sache willen uns alles mißdeuteten und uns gegenseitig herabsetzten, daß wir uns durch diese Feindschaft innerlich vergiften und viel gute Kraft und Zeit nutzlos aufzehren ließen, daß diese Feindschaft sich als ein erkältender Hauch auf alles Leben rings um uns legte." — Wenn Vernunft und Herz über die kalten Forderungen des Rechts siegten, sind schon je und dann Feinde wieder zu treuen Freunden geworden.

Darf man diese Erfahrung aus dem Einzelleben übertragen auf das Völkerleben? Man darf heute trotz aller Vielspältigkeit in den einzelnen Völkern von einer Volksseele, einer Volkspersönlichkeit reden. Warum sollen wir nicht versuchen durchzudenken, ob es nicht auch im Völkerleben nur den einen hier angedeuteten Weg zu einem edlen Frieden gibt? So viel ist gewiß: wenn in Friedensverhandlungen eingetreten wird mit der Absicht, den Gegner von seinem Unrecht zu überzeugen und zu beweisen, wo die Schuld am Krieg liegt, dann sind die Friedensverhandlungen der Anfang zu einem neuen Krieg. Die Völker werden sich niemals überzeugen lassen, daß ihr Eintritt in den Krieg ein Frevel war. Sie sind alle durchdrungen davon, daß sie aus Lebensnotwendigkeiten und aus sittlichen Verpflichtungen gehandelt haben. Nur im Bewußtsein des guten Gewissens haben sie diesen entsetzlichsten aller Kriege ertragen können. Es wäre ihnen unerträglich, in den Frieden einzutreten mit dem Bewußtsein: wir allein haben die Schuld an dem maßlosen Blutvergießen. — Auf dem Wege der moralischen Ausrechnung der Schuld werden darum die Völker niemals zu einem Ziele kommen. Es gibt auch hier nur eine Möglichkeit zum Frieden; so vieles sich in uns dagegen aufbäumt, wir müssen es aussprechen: Zerreißen der Schuldscheine, Vergebung. „Unmöglich" tönt es mir von allen Seiten entgegen. Es gibt auch im Völkerleben unvergebbare Sünde. Gut. Dann sehe ich aber nur zwei Wege, auf denen die Geschichte der abendländischen Kulturvölker weitergehen kann. Entweder sie steigern immer wahnwitziger den Haß und die Kampfmittel bis zur gegenseitigen Erschöpfung. Oder eine Völkergruppe zwingt die andre auf die Kniee und zwingt sie um Gnade zu flehen. Ist das ein edler Friede? Nie und nimmer; das ist ein Friede, der den giftigen Keim des Hasses in sich birgt und gerade an das siegende Volk den Fluch des Brudermörders heftet. Ein edler Friede kann nur zustande kommen zwischen Völkergruppen, deren physische und moralische Kraft noch nicht gebrochen ist. Ein edler Friede kann nur hervorgehn aus der klaren Erkenntnis, daß die Vernichtung eines großen Kulturvolkes rein durch die Uebergewalt der mechanischen Kriegsmittel eine fressende Wunde am Körper der übrigen Kulturvölker schafft. Ein edler Friede geht nur hervor aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Kulturaufgabe, zu der jedes Volk durch seine besonderen Gaben und Kräfte seinen Beitrag leisten muß.

Die Sehnsucht nach Frieden ist in allen Völkern, trotz der lodernden Leidenschaften, trotz der Entschlußkraft zum Durchhalten. Nun kommt alles darauf an, daß auch der Wille zu einem edlen Frieden erwacht. Es darf sich jetzt nicht darum handeln, daß die Völker rechten um Schuld und Unschuld an diesem Krieg. Darüber wird die Weltgeschichte urteilen. Auch sie wird nicht einfach ein unbarmherzig Verdikt fällen, sie wird erst recht offenbaren, daß durch die geschichtliche Entwicklung, durch den Prozeß des Wachstums der Völker tiefste Lebensinteressen der Völker in Spannung und Konflikt geraten sind. Wie im Einzelnen diese Lebensinteressen verfolgt und verteidigt wurden, darüber wird allerdings die Zukunft manch herbes Urteil fällen,

und es wird heilsam sein, wenn die zur Ruhe gekommenen Völker darüber mit sich selbst ernst ins Gericht gehen. Heute sind sie zu dieser Selbstbeurteilung noch nicht fähig, heute fehlen ihnen die objektiven Maßstäbe und die innere Ruhe und Klarheit; noch schwelen zu mächtig die Feuer der Leidenschaft. Heute kann es sich nur um das Bekenntnis einer gemeinsamen Schuld handeln: alle Völker sind zu einseitig erfüllt gewesen von dem Erraffen und Erringen der äußeren Kulturgüter. Alle haben Kultur und Zivilisation wie einen schützenden Mantel um sich gelegt, unter dem Habgier, Ausbeutung der fremden Völker, schrankenloser Genuß und viele andre Leidenschaften nur um so ungezügelter wirkten. Die gewaltigen Gaben, die unermeßlichen Machtmittel der Kulturvölker bergen eine ungeheure Versuchung; die Größe und Gefahr dieser Versuchung und die gewaltige sittliche Aufgabe, die den Kulturvölkern damit gegeben ist, wurde bis jetzt nicht erkannt. Alles, was gesagt wird von Menschheitsidealen, Menschenrechten, Völkerverbrüderung, Völkerfrieden bleibt trügerische Redensart, solange nicht die Verpflichtung der Selbstbeherrschung und des Verzichts auf schrankenlose Durchsetzung aus dem Einzelleben ins Völkerleben übertragen wird. Daß an der Versittlichung des Völkerlebens noch so viel wie alles fehlt, das hat dieser Krieg in erschütternder Weise geoffenbart.

Diese gemeinsame Schuld der Völker müssen alle beteiligten Völker büßen und mittragen, und nichts wäre notwendiger als ein gemeinsamer Völkerbußtag. Man wird zweifeln, ob etwas derartiges möglich ist; soviel ist gewiß: nur wenn die Völker aufhören, eines dem andern seine Schuld aufzurechnen, und wenn sie ihre gemeinsame Schuld und ihre gemeinsame Aufgabe mit ganzem Ernst erfassen, dann ist die Möglichkeit zu einem dauernden, edlen Frieden gegeben. Er kommt nicht durch Bedingungen, sondern durch Gesinnungen zustande. An der Schaffung solcher Gesinnungen sind die sittlich ernsten Menschen aller Nationen mitverantwortlich, nicht zuletzt aber die überzeugten Christen der miteinander ringenden Völker. Wir Christen dürfen uns nicht einfach tragen lassen von der Flutwelle nationaler Erregung. Wir müssen wissen, daß die innersten Lebensauffassungen und die höchsten sittlichen Forderungen des Christentums in Widerspruch mit den Regungen des natürlichen Menschenherzens und darum auch mit den natürlichen Regungen im Völkerleben stehen. Wir dürfen uns nicht fürchten vor dem Einwand aller klugen Leute und politisch denkenden Köpfe, das, was wir forderten, sei praktisch undurchführbar. Das christliche Lebensideal hat sich in der Welt nur durchsetzen können unter fortwährendem Kampf, unter Protest und unter vielen Niederlagen. Das Kreuz Christi ist das ewig denkwürdige Zeugnis dafür. Wer sich vor der unermeßlichen Schwierigkeit der Aufgabe scheut, der taugt nicht zum Mitarbeiter. Es gehört dazu der Riesenglaube, daß das Reich Gottes in die Welt kommen und alle Widerstände bezwingen muß. Wir dürfen nicht von neuem wieder weltflüchtig werden mit dem Glauben, daß alle unsre Ideale sich erst in einer andern Welt verwirklichen. Wir haben nur in dem Maße ein Anrecht auf das ewige Gottesreich, ja schon gegenwärtig Anteil daran, als wir alle unsre Kraft einsetzen für das irdische Reich Gottes, das heißt aber heute: für die Versittlichung aller Verhältnisse und Beziehungen im Völkerleben.

Man hat von jeher der Geschichte vom Turmbau zu Babel die Geschichte vom Pfingstwunder entgegengestellt. „Als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander. Sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen, und es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.“ Welche von den beiden Erzählungen stellt die höhere Wahrheit der Geschichte dar? Soll sich in ewigem Kreislauf wiederholen, daß Völker auf die Kulturhöhe emporsteigen und dann in jähem Absturz zerschellen? Oder gibt es wirklich im Völkerleben eine Höherentwicklung, eine Schaffung von Lebensbeziehungen in den Völkern und zwischen den Völkern, für die das Wort „Reich Gottes“ der entsprechende Ausdruck ist? Die Entscheidung in dieser Frage ist Glaubenssache. Hier müssen auch die, welche nicht Gläubige sein wollten und von den Gläubigen abrückten, zum Glauben sich entschließen. Denn „es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht“ (Hebräer 11, 1). Wir Christen aber wollen uns von niemand in der Kraft und Größe des Glaubens beschämen lassen, sondern zum ersten und vornehmsten Glaubensartikel machen, daß der Geist Gottes die erlösende, läuternde, heiligende Macht wie im Personleben, so im Völkerleben ist.

Manz

Treitschke — Nietzsche — Bernhardi

3

Ist Bernhardi hiernach wirklich ein treuer Schüler unsers großen nationalen Geschichtsschreibers? Man stößt bei ihm auf Schritt und Tritt auf Treitschkesche Gedanken, und doch legt man sein Buch aus der Hand mit dem Gefühl: er hat einen andern Geist. Eins mit ihm in der Auffassung vom Wesen des Staates als physischer Macht, in der Hochschätzung des Krieges, in der Wertung geistiger und moralischer Faktoren, in der Ansicht von der Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte, legt er doch auf alles einen andern Akzent. Er steht offensichtlich unter dem Einfluß eines Geistes, der Treitschkes inbrünstigen Glauben an eine sittliche Weltordnung und sein ehrliches ethisches Pathos durch politische Zweckmäßigkeitsmotive überbietet und entwertet.

Indem er die Notwendigkeit des Krieges auch durch biologische Gesichtspunkte begründet, hat er Treitschkes ethische Betrachtungsweise in Wahrheit aufgehoben. Der große Historiker geht von der Voraussetzung aus, daß

nichts wahrer ist als die christliche Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine noch so hohe Kultur überwunden werden kann. (1. S. 9)

Er weiß, daß

nicht die Intelligenz den Menschen beherrscht, sondern der Wille, dem die Intelligenz nur dient. (1. S. 10) Leidenschaft und Dummheit sind die Großmächte in der Geschichte. (2. 545. 181)

Darum kann es kein Völkerrecht geben,

das allein durch sein wissenschaftliches Dasein die souveränen Mächte bändigt. (2. 544)

Aus dieser Erkenntnis heraus stellt er dem Traum vom ewigen Frieden den Glaubenssatz entgegen:

Der lebendige Gott wird dafür sorgen, daß der Krieg als eine furchtbare Arzenei für das Menschengeschlecht immer wiederkehrt. (1. S. 76)

Danach ist der Krieg eine Krisis in der Entwicklung des Menschengeschlechts, durch die eine schleichende Krankheit zu einem akuten Fieber gesteigert und mit Erschöpfung der Krankheitserreger geheilt wird. Er ist die Entladung einer Spannung, verursacht durch Dünste, die aus den Abgründen des menschlichen Wesens aufsteigen — furchtbar und erhaben wie ein Gewitter im Hochgebirge. Das ist doch etwas Anderes, als wenn Bernhardi den Krieg auf biologische Gesetze zurückführt und seine Entscheidung immer für gerecht erklärt, weil sie der gesammelten Lebenskraft des siegreichen Volkes entspricht. Für Treitschke ist der Krieg die Tragödie des Menschengeschlechts, in der es seine Schuld sühnt durch todbereites Heldentum. Die Bewunderung für dieses tragische Heldentum ist es, die ihn zu Aussprüchen hinreißt, in denen der Krieg als etwas unendlich Erhabenes gefeiert zu werden scheint. Uns, die wir unter den entsetzlichen Eindrücken des Weltkrieges zu leiden haben, klingt es fast frevelhaft, wenn er sagt:

Das Schauspiel des Zusammenstoßes zweier wirklich durchgebildeter Volksheere, das uns noch bevorsteht, wird ohne Zweifel gigantisch werden. Riesige Verluste und riesige Erfolge wird dann die Welt schauen. (2. S. 409)

Aber Umfrid hat ihn vollkommen mißverstanden, wenn er dazu ausruft: Wie kann man mit solcher Wollust in der Vorstellung des Zukunftskrieges wühlen! (a. a. O. S. 3) Von Wollust kann bei ihm keine Rede sein, nur von einer Erschütterung und Erhebung des Gemüts, wie wir sie beim Anschauen einer gewaltigen Tragödie empfinden.

Es ist daher aus solchen Aussprüchen keinesfalls zu schließen, daß Treitschke den Krieg zweier wirklich durchgebildeter Volksheere herbeigesehnt und ihn bei günstiger Gelegenheit herbei-

uführen für die Pflicht des Staatsmannes gehalten habe. Sein starker Vorsehungsglaube verbietet ihm, Bernhardis Anschauung von der Pflicht zum Präventivkrieg zu billigen. Dieser mutet dem Staatsmann zu, die Vorsehung seines Volkes zu sein, wenn er verlangt, daß er sich in seinem Entschluß zum Kriege nicht nur durch die gegenwärtigen Bedürfnisse, sondern auch durch die zukünftigen Aufgaben seines Staates bestimmen lasse. Die sicher genug zu erkennen, um die Existenz seines Staates um ihretwillen aufs Spiel zu setzen, geht über das Vermögen auch des genialsten Staatsmannes hinaus. Und gerade Bernhardis Beurteilung der politische Lage vor dem Kriege zeigt, wie alles ganz anders kommt als man denkt. Das hat Treitschke gewußt:

Die Gerechtigkeit des Krieges beruht einfach auf dem Bewußtsein einer sittlichen Notwendigkeit. (2. S. 553)

Also nicht auf der Ueberzeugung seiner politischen Zweckmäßigkeit.[1]) Er tritt ein,

wenn der Staat erkennt, daß die bestehenden Verträge nicht mehr der Ausdruck der wirklichen Machtverhältnisse sind und der andere Staat nicht durch friedliche Verhandlung zum Nachgeben zu bewegen ist. — Die Kriegserklärung eines Staates in solcher Lage erfolgt in dem Bewußtsein einer notwendigen Pflicht.

Auch ein Angriffskrieg ist nach Treitschke eine notwendige Pflicht, wenn ein Staat in seiner Ehre gekränkt ist. Aus seiner rückhaltlosen Verehrung für den großen Friedrich darf man nicht etwa schließen, als ob er der Meinung wäre, daß dessen politische Methode noch ohne weiteres bei dem völlig veränderten Charakter der Heeresorganisation moderner Staaten angewendet werden könnten. Es ist Bernhardis Kardinalfehler, daß er sich den himmelweiten Unterschied zwischen den Angriffskriegen Friedrichs des Großen und einem Angriffskrieg, wie er ihn als Aufgabe des Deutschen Reiches ansah, nicht klar gemacht hat. Was dem absoluten Preußenkönig mit seinem geworbenen Söldnerheer möglich war, das ist dem deutschen Kaiser in einem konstitutionellen Staatswesen mit der allgemeinen Wehrpflicht unmöglich. Friedrich der Zweite konnte seine Kriege führen nach dem Grundsatz, daß die Bürger möglichst wenig dadurch inkommodiert würden. Wilhelm der Zweite kann keinen Krieg führen, ohne auf das tiefste in die Lebensverhältnisse seiner sämtlichen Staatsangehörigen einzugreifen. Je konsequenter die allgemeine Wehrpflicht durchgeführt wird, um so untauglicher wird das deutsche Heer zu einer Waffe offensiver Politik. Als kongenialer Schüler seines politischen Heros Bismarck hat Treitschke sich darüber keiner Täuschung hingeben können. Er führt aus:

Im ganzen ist die Tendenz dieses Systems eine friedliche; ein ganzes bewaffnetes Volk ist aus seiner sozialen Beschäftigung zu einem leichtfertigen Kriege viel schwerer herauszureißen als ein Konskriptionsheer. (2. S. 407)

Da zudem für ihn der Erfolg eines Krieges durchaus bedingt ist durch die Politik, der er dient (2. S. 364), so muß er jeden Krieg für aussichtslos erklären, dessen politische Notwendigkeit nicht dem ganzen Volk einleuchtet. Wenn Bernhardi geneigt ist, Bismarcks Verurteilung offensiver Präventivkriege als nachträgliche Rechtfertigung seiner jahrzehntelangen Friedenspolitik zu deuten, so ist ihm offenbar des Kanzlers mächtige Rede vom 6. Februar 1888 zur Befürwortung der damaligen gewaltigen Wehrvorlage nicht gegenwärtig gewesen. Es wird gut sein, die einschlägigen Ausführungen hier in Erinnerung zu bringen, um Jedem ein Urteil darüber zu ermöglichen, ob sie lediglich als parlamentarischer Schachzug des genialen Diplomaten gewertet werden dürfen. Bismarck sagte:

Gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox, es ist aber doch so. . . . . . Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm ein Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. . . . . So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klar zu machen: Der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid Ihr denn dessen so sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. . . . . . . Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Ueberlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unsern künftigen Gegnern überlegen sind. — — — Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, die uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. — — — Es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblick angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Bismarcks Glaube an die göttliche Vorsehung ist ebenso wie sein Verantwortungsgefühl dem Staat gegenüber — ich urteile darüber weniger skeptisch als Baumgarten — ein positiver Faktor in seiner Politik. Treitschke hat dafür volles Verständnis, Bernhardi nur halbes. Sein Glauben an eine sittliche Weltordnung ist relativ, nicht unbedingt. Und man tut ihm vielleicht nicht unrecht, wenn man in dieser Auflockerung der sittlichen Grundlage der Politik Einflüsse des Zeitgeistes erkennt, die letztlich von Nietzsche herrühren. Dessen Spott über die Anerkennung moralischer Werte und Grundsätze, die zynische Offenheit, mit der er selbstsüchtige Motive hinter sittlich erhabenen Taten aufdeckt, hat eine allgemeine Scheu großgezogen, sich durch moralische Mächte für gebunden zu erklären. Wer seinen Glauben an eine absolute sittliche Weltordnung bekennt, fürchtet in den Ruf eines Toren oder eines Heuchlers zu kommen. Um dem Verdacht der Heuchelei zu entgehen, meint man durch eine rückhaltlose Offenheit Nietzsches „intellektuelle Redlichkeit" beweisen zu müssen, ohne sich klar zu machen, daß das Recht zu solcher Offenheit bedingt ist durch die innere Gebundenheit an allgemein verpflichtende Ideale. Treitschke hat das Recht zu seiner großartigen Offenheit, weil er als Vertreter einer sittlichen Weltanschauung redet und von ihr aus die allgemeinen Gesetze der Staatskunst, — nicht spezielle politische Aufgaben — zu entwickeln sucht. Für den Ethiker ist Offenheit eine Tugend, für den Politiker eine Dummheit. Und Bernhardi schreibt als Politiker. Er ist ohne jedes Gefühl für die Fernwirkung seiner Worte und hat infolgedessen seinem Vaterlande, dem er dienen wollte, unberechenbaren Schaden zugefügt. Nietzsches Immoralismus hat den Schüler Treitschkes infiziert und ihm das Gefühl für die moralischen Grenzen des Willens zur Macht verdorben, das den unentbehrlichen Regulator für seines großen Lehrers Politik des nationalen Egoismus bildet.

4

Bernhardi spricht nicht als Repräsentant des deutschen Volkes. Nicht im Sinne der verantwortlichen Staatsleiter. Gerade gegen ihre unkriegerische Marokkopolitik von 1911 ist sein Buch geschrieben. Noch weniger nach dem Herzen der großen Masse. Das weiß er selbst; darum will er den Einfluß der Volksstimmung auf die große Politik noch über das bisherige Maß hinaus einschränken. Selbst in alldeutschen Kreisen hätte er nicht allgemeinen Beifall gefunden, wenn sein Buch allgemein bekannt geworden wäre. Anders steht es mit Treitschke. Nicht als ob seine politischen Ideen und Theorien die deutsche Politik von heute restlos in ihren Bannkreis gezogen hätten. Manches ist ganz anders gekommen, als es Treitschke gedacht und gewollt

1) Aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit sind Italien und Rumänien in den Krieg gegen ihre bisherigen Verbündeten eingetreten. Besonders die Rechtfertigung der rumänischen Kriegserklärung ist ein klassisches Dokument politischer Zweckmäßigkeitsmoral: Rumänien muß größer werden; es kann sich nicht auf Kosten Rußlands vergrößern, da es sich dann diese Macht, die sich von jeder Niederlage bald erholen wird, zum dauernden Feinde machen würde; also muß es seine Vergrößerung auf Kosten Oesterreichs suchen, mit dem es zwar ein Bündnis hat, das aber durch Rumäniens Eintritt in den Krieg auf seiten Rußlands zur Aufteilung reif wird. Vom Standpunkt Bernhardis läßt sich gegen dies Räsonnement nichts Stichhaltiges einwenden.

hat. Durch seine unüberwindliche Abneigung gegen Oesterreich und seine Geringschätzung der Türkei, die er nicht für bündnisfähig hielt, hatte er ebenso wie durch seine blinde Vorliebe für Italien die Orientierung über Deutschlands Zukunftspolitik an entscheidenden Punkten verloren. Die heutigen politischen Sympathien und Antipathien des deutschen Volkes sind von den seinen durchaus verschieden. Aber diese Dinge sind ihrer Natur nach wandelbar; Treitschke würde inzwischen durch den Gang der Geschichte über seine Irrtümer belehrt worden sein, wie so mancher Andere hat umlernen müssen. Viel wichtiger ist, daß seine politischen Grundsätze und Theorien in markanten Einzelzügen mehr der englischen als der deutschen Praxis entsprechen. Er rechtfertigt nicht nur im Gegensatz zu sämtlichen Völkerrechtslehrern die Verwendung farbiger Hilfstruppen auf europäischen Kriegsschauplätzen (2. S. 565), er billigt sogar das abscheuliche Verfahren der Engländer, die aufständischen Inder „in die Luft zu blasen“ (1. S. 106). Wahrscheinlich würde er auch die Internierung deutscher Zivilisten in feindlichen Ländern für eine kriegsnotwendige Maßregel erklären. Hat er doch die Ausweisung von 80 000 Deutschen aus Frankreich beim Ausbruch des Krieges von 1870 gutgeheißen, da in den heutigen Volkskriegen jeder brave Untertan ein Spion sein müsse (2. S. 566). Und in der Behandlung der Kleinstaaten durch England würde er triumphierend die Bestätigung seiner These finden, daß man sie nicht als souveräne Mächte anerkennen könne.

Trotzdem hat die angelsächsische Antipathie gegen ihn recht gesehen, wenn sie in ihm den spezifischen Vertreter deutscher Geistesart erkennt. Was ihn grundsätzlich von dem Angelsachsentum scheidet, das ist sein Staatsgedanke. Die englisch-amerikanische Staatsauffassung wurzelt im Naturrecht; die Ideen, die Hobbes in seinem Leviathan, Rousseau in seinem contrat social entwickelt, sind für sie noch heute maßgebend. Danach ist der Staat um der Einzelnen willen da; er hat lediglich die Aufgabe, ihre Freiheit zu schützen und die Ordnung zu garantieren, welche die notwendige Voraussetzung für ihre Erwerbstätigkeit bildet. Diese Theorie entspricht der besonderen Lage und Entwicklung der beiden angelsächsischen Großmächte. England war durch seine insulare Lage vor feindlichen Invasionen sicher und nach der verhältnismäßig frühen Konsolidierung seines Staatswesens imstande, für seinen Bevölkerungsüberschuß in allen Erdteilen Kolonialland zu erwerben, während die übrigen europäischen Staaten in kriegerischen Auseinandersetzungen über ihren Besitzstand und inneren Kämpfen über ihre Verfassungsformen ihre Kräfte verbrauchten. Amerika konnte im unangefochtenen Besitz eines halben Kontinents mit ungeheuren Bodenschätzen seiner Bevölkerung einen gewaltigen Ueberschuß jungfräulichen Landes zur Verfügung stellen und den wirtschaftlichen Kräften der Einzelnen einen praktisch unbegrenzten Spielraum gewähren. Beide Staaten brauchten Leib und Leben ihrer Bürger nicht für ihre Verteidigung gegen feindliche Mächte in Anspruch zu nehmen. Ihre physischen Grenzen sind ihre Schutzwehr nach außen; sie können daher im Innern dem Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte huldigen und dem freien Wettbewerb im wirtschaftlichen und staatlichen Leben die Auslese der Tüchtigsten überlassen.

Treitschke hat, geschult an der deutschen Geschichte, diese Theorie mit kräftigem Wirklichkeitssinn als eine Fiktion erkannt und ihr die antike Staatsauffassung entgegengestellt. Nach ihr sind die Einzelnen um des Staates willen da; der Staat ist das Primäre, das Individuum das Sekundäre. In dieser Erkenntnis trifft er zusammen mit dem großen Völkerpsychologen Wundt, der dem Naturrecht gegenüber betont, daß der von diesem vorausgesetzte isolierte individuelle Mensch in keiner Erfahrung existiert, daß sich vielmehr der Einzelwille immer erst aus einem Gesamtwillen entwickelt. (System der Philosophie 3. Auflage S. 192 ff. Ethik 2. Auflage S. 449 ff.)[1] In unabhängiger Uebereinstimmung mit ihm faßt Treitschke den Staat als Gesamtpersönlichkeit zunächst im juristischen, weiter im moralisch-historischen Sinn (1. S. 25). Beseelt ist diese Gesamtpersönlichkeit durch den Willen zur Macht. Der Staat ist der organisierte Wille zur Macht. Treitschke hat damit das Wesen des Staates richtig erfaßt. Nur hat er Macht zu einseitig in politischem Sinne verstanden als Herrschaft über eine möglichst große Masse von Menschen und Ländern. Das entspricht allerdings dem Wesen des englischen und russischen Staates, die beide ihrem Charakter nach ausgreifend sind. Macht ist aber auch die Herrschaft über die Naturkräfte und -schätze. In dieser Richtung hat sich der Wille zur Macht in den Vereinigten Staaten ausgewirkt. Amerikas Macht liegt in seiner Technik und in seinem Gelde. Allerdings ist hier die Staatsgewalt nicht nominell die Trägerin dieser Machtentfaltung; aber tatsächlich sind die Trustmagnaten als Beherrscher der amerikanischen Bodenschätze und Naturkräfte auch die Beherrscher des amerikanischen Staatswesens. Diese Art der Machtentfaltung hat Treitschke bei seinem Staatsbegriff nicht genügend in Ansatz gebracht. Er hat ferner nicht genügend betont, wenn ers auch keineswegs ganz übersehen hat, daß die physische Macht eines Staates eine unberechenbare Steigerung erfährt durch seine Leistungen für die Menschheitskultur, die wissenschaftlichen wie die künstlerischen. Durch den Werdegang des deutschen Volkes war sein ganzes Denken auf das Problem eingestellt, wie ein Staat inmitten rivalisierender Nationen ein Maß der Macht erlangen kann, das ihn befähigt, auf eignen Füßen zu stehen, sich selbst zu genügen. Und diese Autarkie ist in der Tat die Vorbedingung für die Machtsteigerung durch geistige Leistungen. Die beiden angelsächsischen Reiche haben sie erreicht durch die Gunst ihrer geographischen Lage. Was für England seine insulare Abgeschlossenheit und für Amerika sein kontinentaler Umfang leistet, das muß Deutschland sich durch die Organisation seiner lebendigen Volkskraft sichern. Es muß den physischen Grenzschutz der großbritannischen Weltherrschaftszentrale und der atlantisch-pazifizischen Kontinentalmacht durch höchstmögliche Steigerung seiner organischen Widerstandsfähigkeit ersetzen. Das bedingt eine Einschränkung der Rechte des einzelnen Bürgers zu gunsten des Staates durch die allgemeine Wehrpflicht. Der Angelsachse empfindet sie als Vergewaltigung seiner Persönlichkeit und seines Gewissens; für den Deutschen erwächst sie organisch aus dem Wesen des Staates:

Bei uns ist das Heer auf einen gesetzlichen Boden gestellt, in England ist es eine Anomalie. (2. S. 360)

Haben doch die Engländer ihr eigenes Militär unter die sogenannte Meutereiakte, außerhalb des bürgerlichen Gesetzes gestellt! In dem betreffenden Artikel wird ausdrücklich erklärt, daß das Verhältnis eines stehenden Heeres gegen das Gesetz des Landes verstößt, aber in Anbetracht der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und um die Kolonien in Ordnung zu halten, die Einberufung einer jeweilig zu bestimmenden Anzahl Soldaten angemessen sei. Umfrid sieht (a. a. O. S. 20) in dieser Tatsache „so klar wie möglich ausgesprochen, daß das Militär in Wirklichkeit nicht eigentlich zum Begriff des Staates gehört.“ Des Staates? Doch höchstens des englischen! In die englische Theorie vom Staat paßt es nicht, das ist freilich richtig. Aber dem empirischen englischen Staat ist ein Heer geradeso unentbehrlich wie dem preußischen. Und durch den grotesken Versuch, diese Tatsache durch die Meutereiakte mit der Theorie in Einklang zu bringen, wird nur bewiesen, daß die Theorie falsch ist. Uebrigens gehört zum Begriff des englischen

1) In einem lesenswerten Aufsatz von Kuno Mittenzwey (Frankfurter Zeitung vom 24. und 25. Aug. 1. Morgenblatt) „Dieser Krieg und der Geist“ wird ausgeführt, daß in der neuen Generation — und zwar nicht allein in Deutschland, sondern besonders in Frankreich — eine Wendung darin stattgefunden habe, „welchen Realitätswert sie den überindividuellen Gemeinschaftsformen des Staates, der Nationsgemeinschaft zuschreibt. Während die ältere Generation geneigt war, in diesen Formen bloße Zweckformen des organisierenden Geistes (Vertragsbildungen) zu sehen, deren Wertung letzten Endes danach zu bemessen sei, wie weit sie der Glücksförderung des Einzelnen dienen, ... erblickt die neue Generation in ihnen selbständige Wesenheiten, Lebensgebilde, denen eigene Aktivität, eigene Willensentfaltung zukommt.“ Es sind dieselben Gedankenreihen, die Troeltsch in seinem Aufsatz „Konservativ und liberal“ (Chr. W. Nr. 33—35) entwickelt. Dagegen hat Artur Drews in einem Aufsatz „Machtstaat und Rechtsstaat“ (Frankf. Ztg. v. 15. u. 17. Okt. 1. Morgenbl.) die Hobbes'sche Theorie vertreten, die er merkwürdiger Weise auf Plato und Aristoteles zurückführt, nach deren Ansicht das Wesen des Staates die Freiheit sei, — Freiheit als Willkür der Einzelnen gefaßt. Für den Schüler Eduard v. Hartmanns ein starkes Stück.

Staates die Kriegsflotte; und ist die grundsätzlich etwas Anderes als das deutsche Landheer? England braucht sie zum Schutz seiner Küsten und zur Sicherung seiner Verbindungswege wie Deutschland sein Heer zur Verteidigung seiner Grenzen. Vom englischen Standpunkt aus kann man ehrlicherweise die deutsche Armee so wenig als Bedrohung des Friedens auffassen wie vom deutschen aus die englische Flotte. Und sie ist vor dem Kriege von klugen Engländern auch nicht so aufgefaßt worden. „Sehen Sie die Lage Deutschlands an! Seine Armee ist das, was für uns unsere Flotte ist: seine einzige Verteidigung gegen eine Invasion. . . . Deutschland liegt in der Mitte Europas mit Frankreich auf der einen und Rußland auf der andern Seite und mit einer gemeinsamen Truppenmacht, die größer ist als seine. Angenommen, wir hätten eine ähnliche Kombination, welche uns einer Invasion aussetzen könnte, würden wir nicht rüsten? Natürlich würden wir rüsten.“ So sprach 1908 — Lloyd George, der heutige englische Kriegsminister. Seine heutige Verurteilung des deutschen Militarismus ist bestenfalls die Folge eines unzureichenden Staatsbegriffes. Treitschkes Staatsbegriff wird also der Wirklichkeit in weit höherem Grade gerecht als der englische. Er ist objektiv richtiger und subjektiv ehrlicher. Der deutsche Historiker hat mit unbestochenem Wirklichkeitssinn das Wesen der Staaten erkannt und mit unerschrockenem Wahrheitsmut ausgesprochen, was er erkannt hatte.

In dem englischen Widerspruch gegen Treitschkes „Machtstaatstheorie“ kommt der englische Cant zu Worte. Die durch diesen unübersetzbaren Ausdruck bezeichnete Geistesverfassung hat Scheler in seinem viel beachteten Buch „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg“ scharfsinnig und feinfühlig analysiert. Er geht dabei von dem Buch der Oxforder Gelehrten aus: Why we are at war? wo in einem Kapitel über die deutsche Staatsauffassung die Verfasser den von deutscher Seite erhobenen Vorwurf, es sei „Hypokrisie“, wenn England vorgebe, den Krieg für die Rechte der kleinen Staaten zu führen, mit den Worten zurückweisen: It is true, that we are fighting for our own interest. But what is our interest? We are fighting for Right, because Right is our supreme interest; es sei einer der ältesten englischen moralischen Gedanken, daß das Recht der Welt auch das englische Interesse sei. Damit haben sie selbst die Wurzel des Cant bloß gelegt. Er ist die automatisch sich vollziehende Umkehrung eines durch die Handlungsweise des Engländers dokumentierten Tatbestandes in seinem sittlichen Bewußtsein. Die englische Politik handelt nach dem Grundsatz: Was den englischen Interessen entspricht, das ist für alle Völker giltiges Recht; aber der englische Politiker redet der Welt und sich selbst vor: Was dem anerkannten Recht entspricht, das liegt im englischen Interesse. Diese Umkehrung ist nicht spezifisch englisch; die Neigung dazu ist vielmehr allgemein menschlich. Aber in England ist sie zur Methode durchgebildet, die nicht nur für die Politik maßgebend ist. Die englische Politik freilich wäre ohne den englischen Cant unmöglich. Es gibt keinen Staat, der seine Machtinteressen so rücksichtslos verfolgte wie England. Der englische Staat ist seinem Wesen nach so ausgreifend und eroberungssüchtig wie keiner. Im Novemberheft des London Magazin erklärt Oberst Repington, der vielgenannte Kriegsberichterstatter, mit einer ganz ungewohnten Offenheit: „Die Landesgrenzen unsers Reiches werden weiterhin dem Erdumfang gleichen. Unser Volk hatte und hat den Eroberungswillen.“ Aber das ist gegen den englischen common sense. Der lehnt gerade im Widerspruch zur Praxis Treitschkes Machtstaatstheorie in den stärksten Ausdrücken sittlicher Entrüstung ab. Wollte man sich zu ihr bekennen, so würde man sämtliche andern Staaten geradezu zwingen, sich gegen die englische Räuberpolitik zusammenzuschließen und England in der splendid isolation zu lassen, die immer sein Schicksal war, wenn sich der wahre Charakter dieses Staatswesens durch allzu brutale Tatsachen offenbart hatte. Treitschke war viel zu gründlich historisch gebildet, um seine Machtstaatstheorie aufzustellen, wenn er der Vertreter eines deutschen Imperialismus gewesen wäre, wie ihn Engländer und Amerikaner auf Grund alldeutscher Extravaganzen unserm Volke andichten. Davon war er weit entfernt. Nicht nur daß er den Gedanken eines Weltreiches wiederholt als vernunftwidrig und hassenswert bezeichnet (1. S. 29. 2. S. 204), er weiß vor allem, welche Kraft in einem Nationalstaat steckt; daher kann er in der Angliederung fremder Nationalitäten an das deutsche Reich kein Heil sehen. Freilich bedauert er, daß die Rheinmündung nicht deutsch ist; aber nur eine wirtschaftliche, nicht eine politische Vereinigung mit Holland hält er für unerläßlich, obgleich es sich hier um einen ursprünglich deutschen Stamm handelt, der sich aus dem Verband des alten deutschen Reiches losgelöst hat (1. S. 218). Weil der deutschen Politik ein expansiver Imperialismus immer ferngelegen hat, konnte Treitschke mit seiner grandiosen Offenheit das Wesen des Staates als physische Macht definieren. Im andern Fall hätte er Deutschland mit seiner gewaltigen Militärmacht in den Verdacht einer beständigen Bedrohung des europäischen Friedens gebracht und für das Reich die Gefahr immer neuer feindlicher Koalitionen heraufbeschworen. Wollte Deutschland mit Erfolg englische Expansionspolitik treiben, so müßten die deutschen Staatsmänner den englischen Cant lernen und damit das beste Erbe Bismarckischer Staatskunst preisgeben. Denn das bleibt doch das unsterbliche moralische Verdienst des genialen Schöpfers des deutschen Reiches, daß er bei aller diplomatischen Verschlagenheit seine Politik mit einer imponierenden Aufrichtigkeit geführt hat. Das bedeutete einen gewaltigen ethischen Fortschritt in der politischen Methode. Diese Aufrichtigkeit, die durchaus dem deutschen Wesen entspricht, hat Carlyle zu einem so rückhaltlosen Bewunderer deutscher Geistesart gemacht. Treitschke ist Bismarck darin kongenial, daß er die gleiche Aufrichtigkeit in der theoretischen Politik zur Geltung gebracht hat. Seine mannhafte Offenheit ist jedenfalls viel sittlicher als das englisch-amerikanische Gerede vom Schutz überstaatlicher Güter und Rechte durch die nationale Politik, das stets an einer bewußten oder unbewußten Unwahrheit leidet. Politisch ist sie allerdings nur, solange die deutsche Politik die Steigerung der Macht des Reiches durch die unblutige Eroberung neuer Absatzmärkte und Einflußsphären erstrebt und seine Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser nur zum Schutz seiner durch überlegene Tüchtigkeit erworbenen Rechte einsetzt.

Ernst Rolffs

Frank Wedekind

Gesammelte Werke. Sechs Bände. München, bei Georg Müller

Wedekind klagt einmal, daß die Menschen an den tiefsten Ernst seiner Ueberzeugungen nicht glaubten. Er hat mehr Grund zu der Klage, als er denkt: er meint es sittlich, und es gilt auch künstlerisch.

Ich sehe von denen ab, die den Hinabstieg des Dramas zu den Dirnen, Zuhältern, Bankerottleuten und Hochstaplern nicht mitmachen wollen,[1] weil das Drama dabei schließlich auf den Hund komme, um dessentwillen schon Goethe die Theaterleitung niedergelegt habe. Wem bei Wilhelm Tell und der Jungfrau von Orleans wohler ist als bei Jack dem Aufschlitzer und der lesbisch-erotischen Gräfin Geschwitz, der hat wohl das private Recht auf seine Geschmacksrichtung; nur darf er sein Wohlbefinden nicht zum Maßstab für die Stoffwahl des Dichters nehmen.

Aber handelt es sich denn um einen Dichter? Ist dieses Tohuwabohu von verrenkten Menschen, sind diese Harlekinssprünge der Handlung, diese Verzerrungen von Seele und Leben, — sind sie Kunst, oder befinden wir uns in einem Marionettentheater, in dem Puppen mit verdrehten Gliedern zum Dienste des Regisseurs herumhängen oder von brutaler Faust herumgestoßen werden?

Es gibt japanische Bilder ohne Perspektive, die uns unbildmäßig anmuten und sich doch als Bilder behaupten, wenn die Perspektive unsrer Betrachtung sich danach einstellt. Dasselbe gilt für Wedekind. Er verlangt eine besondere Art des Sehens, und wir gewinnen sie, wenn wir ihn ernst nehmen.

Wedekind ist Moralist; am Faden der Tendenz ordnen sich die Marionetten seiner Bühne, und eine geheime Leidenschaft des Dichters flößt seinen Puppen einen Sinn ein, daß sie trotz allem anfangen zu leben.

1) Zu denen gehöre ich nun durchaus, und die meisten unsrer Leser wohl auch. Aber Wedekind spielt eine solche Rolle in Theater und Literatur, daß wir unsern Herrn Mitarbeiter um diese Charakteristik des Mannes gebeten haben. D H

Seiner Moral höchstes Ziel ist der Einklang mit den Weltgesetzen, und sie glaubt, diesem zu dienen, wenn sie das Recht der Sinnlichkeit und des Lebensgenusses, der Schönheit und der Macht verficht.

Die gesamte bürgerliche Ordnung steht dem entgegen: sie verfemt heuchlerisch die Sinnlichkeit, verdirbt die Schönheit, beschränkt die Macht. Der Philister rebelliert gegen die ihn doch knechtende Sinnlichkeit mit der Zote, verkommt in triefäugiger Häßlichkeit und dient verlogener Konvention. Demgegenüber hat die Dirne Recht in unbefangener Sinnlichkeit, der nackte Leib in Schönheit, der Hochstapler in rücksichtslosem Sichdurchsetzen. Was der Philister Sünde und Schlamm nennt, ist Natur und Wahrheit.

Die neue Moral mit dem höchsten Gebot der Schönheit — so predigt der Idealist Hetmann in „Hidalla" — wird eingeleitet durch den Freiheitskampf um die Liebe. Drei barbarische Lebensformen ragen in unsre Zeit hinein: „Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgehetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck einer möglichst günstigen Verheiratung gewahrte Unberührtheit des jungen Weibes." Diese Barbarismen gilt es zu brechen.

„Frühlings Erwachen" stellt in Einzelbildern die Tragik der Pubertät und des unaufgeklärten und von bürgerlicher Beschränktheit mißleiteten und beurteilten jugendlichen Geschlechtslebens dar. Lulu und Effie und Franziska im „Erdgeist", „Schloß Wetterstein" und dem Ueber-Mysterium „Franziska" zeigen die Laufbahn der sich auslebenden Dirnen; die „Büchse der Pandora" kämpft gegen den Fluch der Lächerlichkeit und Verachtung, mit dem das furchtbare Verhängnis unnatürlicher Sexualität belegt wird; „Musik" kämpft für die selbständige körperliche und geistige Entwicklung des heranwachsenden jungen Weibes gegen Bestimmungen des Strafgesetzbuches, der „Stein der Weisen" gegen die Gelehrsamkeit, die den Lebensgenuß versäumt, den Stein der Weisen findet, aber nichts damit anzufangen weiß.

Alles gegen die „Geringschätzung und Entwürdigung" des Fleisches. Den Bekennern des Wahlspruches „Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist" setzt Wedekind den andern entgegen: „Das Fleisch hat seinen eigenen Geist" und erläutert ihn in der Erzählung von „Rabbi Esra", der ein Weib gewählt hatte nach dem Herzen und nicht nach den Sinnen. Das wurde sein Fluch; aber nach dem Tode dieser Frau lernt er neue Erkenntnis: „Und habe ich gefunden, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto verständiger konnte ich reden zu ihr, desto verständiger hat sie geredet zu mir, desto freundlicher ist sie gekommen, desto mehr hat sie behagt meinem Herzen. Und habe ich gefunden, Moses, mein Sohn, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto weniger habe ich gespürt von Sünde, desto gerechter ist mir geworden zumut, desto näher habe ich mich gefühlt dem Allmächtigen."

Weder die „Seelenliebe" noch der nur animalische Instinkt geben die Grundlage der Gemeinschaft, erläutert eine andere Erzählung „Die Liebe auf den ersten Blick", sondern „das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Rasse besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand ... das Gefühl im Herzen erraten läßt, daß sie aus *einem* Gedanken heraus geschaffen sind, daß sie Kunstwerke sind in dem Sinne, wie es jede große Kunstschöpfung sein soll."

Den Gegensatz zwischen Machtwillen und Altruismus stellt Wedekind im „Marquis Keith" dar. Diesem Helden, Hochstapler, „Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb", völlig frei von allen moralischen Anwandlungen bei der Verfolgung seiner Ziele, steht gegenüber der Altruist, der durchaus seine Existenzberechtigung durch Pflichterfüllung, soziale Tätigkeit und ähnliche Lächerlichkeiten erweisen will; er findet schließlich seinen Platz in einer Heilanstalt. Der Marquis scheitert allerdings auch, aber beileibe nicht am Felsen der Moral, sondern des moralisch maskierten Pöbeltums. Unschlüssig abwechselnd Revolver und Geld betrachtend legt er den Revolver grinsend beiseite und beschließt zu leben: „Das Leben ist eine Rutschbahn."

Er ist kein Ideal, aber eine Kraftgestalt — und unterliegt. Was unterliegt nicht in diesem gemeinen Leben?

Der Idealist Hetmann in „Hidalla", der vom Reich der Schönheit träumt, schließt resigniert ab: „Die Rechnung war falsch! Das Weib steht sittlich so tief, daß Schönheit bei ihm immer nur als Mittel zum Zweck in Betracht kommt. Schönheit um ihrer selbst willen ist dem Weib ein Greuel. ..... Vor allem aber hoffte ich die heranwachsende Jugend derart zu fanatisieren, daß schon die nächste Generation die Häßlichkeit so verabscheuen mußte, wie sich die gegenwärtige vor der Armut fürchtet. Die Rechnung war falsch. Die Jugend kennt kein erhabeneres Ziel, als vor alledem, was die Wogen des Lebens aus unergründlichen Tiefen aufwerfen, möglichst rasch in sicherer Behausung geborgen zu sein." Als nun ein Zirkusdirektor erscheint, um den Idealisten als dummen August zu engagieren, in der Gewißheit, damit ein vorzügliches Geschäft zu machen, erhängt sich Hetmann.

Wedekind erhängt sich nicht, ob auch der Pöbel triumphiert. In „So ist das Leben" besteigt ein Schlächtermeister den Thron, während der geborene König mit dem Adel in der Seele inkognito durch das Land zieht und vor dem Marktpöbel, der ihn beklatscht und nicht versteht, Komödie spielt. Ebenso Wedekind, aber nicht so gelassen und ergeben wie sein Kollege im Drama. Der St. Michael des Zukunftsreiches wird zum Verneiner der Gegenwart, der Apostel zum Kritiker, der diese Welt verhöhnt, in der das glänzendste Geschäft die Moral ist und Sünde eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte und die Liebe zu Gott eine summarische symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person. Eine Welt ersteht vor ihm voll Geilheit und Selbstsucht, Heuchelei und Grausamkeit, eine Welt der Tierheit, unbewußter oder bewußter, mit Heuchelei umkleideter Tierheit. Der blutschlingende Tiger, der gefräßige Bär, der frech mit seiner Blöße kokettierende Affe, das sanfte Kamel sind Tiere seiner Menagerie, und während in den andern Trauerspielen wohlgesittete Haustiere in behaglichem Geplärr schwelgen:

> Das wahre Tier, das wilde, schöne Tier,
> Das — meine Damen! — sehn Sie nur bei mir. („Erdgeist")

Ein Drache mit Hundekopf und Schweinekopf, bellend und grunzend, die Verkörperung des Publikums, wütet gegen diese Kunst der Wahrheit, und der Herzog, der sie als heiliger Georg verteidigen will, wird von seinem eigenen Polizeipräsidenten aufgefordert, augenblicklich den Vorhang fallen zu lassen. „Der normale Staatsbürger kann nun einmal die Wahrheit nicht hören und die Nacktheit nicht sehen, ohne außer Rand und Band zu geraten, ohne gemeingefährlich zu werden." Aberwitz und Zoten würde ja aussterben, wenn diese Kunst wirksam würde („Franziska").

Also das wahre Leben will Wedekind auf die Bühne führen. Ist es auch das ganze? Dargestellt von einem neuen Shakespeare? oder nicht vielmehr von einem Spezialisten, der „aus einem Punkte zu kurieren" unternimmt? Ja, es ist hauptsächlich, fast ausschließlich durch sechs Bände sich hindurch wälzend, das Leben der Sexualität. Man sage ja nicht „Liebe", — „so, was ein Deutscher Liebe nennt, mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht", wie Kleist sagt —, davon keine Spur, sondern eher, um mit einem der Opfer Lulus im „Erdgeist" zu reden: „Der reine Augiasstall ... Man soll mir einen Winkel zeigen, der noch rein ist. Die Pest im Haus."

In immer neuen Bildern macht uns Wedekind zu Zeugen des Geilen, Schamlosen und Perversen, ein Tierbändiger, der mit der Peitsche seine schönen wilden Tiere zu immer neuen grausigen Sprüngen anstachelt. In einer Nachtorgie seines grotesken weiblichen Faust „Franziska", in einer Gegenszene zu Auerbachs Keller, läßt er die Sinnlichkeiten toben:

> Schriftsteller und Dirne! Prolet und Baron!
> Hier wird der Verzweifeltste munter.
> Uns alle verschwägert ein kindlicher Ton.
> Mild lächelt die fleischliche Prostitution
> Auf die des Geistes hinunter.

Wenn dann Wedekind als Schauspieler mit der Laute auf den Knien der Tänzerin nachrutscht und mit seinem „Donnerwetter" sie zu immer neuen Sprüngen anfeuert:

Donnerwetter, aber plötzlich
Drängt die Leidenschaft zum Ziel.
Donnerwetter, hoch ergötzlich
Donnerwetter, wird das Spiel,

das ist allerdings ein Bild, das — wie Edgar Steiger schreibt — der Zuschauer niemals vergißt. Sollte das Bild Sinnbild sein?

Ist der Apostel, der die Maske des Mephistopheles annahm, etwa ein Mephistopheles, der die Maske des Apostels annahm? Sind die grauenhaften Sinnlichkeiten in seinem „Simson“, diese raffiniert blutrünstigen, sexuellen Orgien und Quälereien Phantasien des Buridan-Wedekind in der „Zensur“, der erklärt: „Die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere, dem ich seit frühster Kindheit zustrebe“? oder grinst dahinter der kalte Zynismus:

Greife wacker nach der Sünde;
Aus der Sünde wächst Genuß.
Ach, du gleichest einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß . . .

Glücklich, wer geschickt und heiter
Ueber frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich keiner noch gemopst.

Hat uns dieser Moralprediger Wedekind mit dem Talar genarrt und steckt ein Satan darin? Dann wäre seine Dichtung allerdings eine mephistophelische Groteske, und der Tierbändiger gehörte selbst mit zur Menagerie: vergittert in den engen Käfig ungesunder Sexualität schaut er mit gierig funkelnden Augen auf die andern Käfige und röchelt: „So ist das Leben.“

So einfach ist die Lösung selten, so einfach ist sie gerade auch hier nicht. Diese Dichtung ist beides: Moralismus und Satanismus. Keine Pornographie oder Zotenreißerei, aber moralischer Protest mit vergifteter Moral, Sinnlichkeit mit Reflexion durchsetzt, Schönheitssinn mit dem Bewußtsein entstellender Makel, Reformation, die das Gesunde deformiert, Kraftwille, der bei Brutalität endigt:

Die strahlende Nacktheit such ich so bang,
Es fehlt ihr wohl an Vertrauen.
Ich hab sie bei gellendem Becherklang
Zu häufig zusammengehauen.

Dieses Zusammensein des Verschiedensten, dieser Zwiespalt der eigenen Seele ist das eigentlich Wedekindsche. Hier stellt nicht ein Goethe den Kämpfer mit den beiden Seelen in der Brust dar, sondern der Zwiespalt selber dichtet vom Leben, allerdings von einem beschränkten, animalischen Leben. Aber der Künstlerwille Wedekinds ist stark genug, um den Stoff ganz mit seiner Eigenart zu durchtränken: dieselbe Brutalität, mit der das Leben in der Betrachtungsweise des Dichters die Menschen durcheinanderwirft, lenkt sie in seiner Dichtung; dieselbe kalte Phantasie, die von keiner Liebe zur organischen Erfassung der Welt geführt wird, konstruiert willkürlich groteske Situationen und greift zum Fernsten, weil ihr das Nahe fremd bleibt; dieselbe jähe Gewaltsamkeit, mit der der Geist von der Reflexion in das Triebleben zurücksinkt, vollzieht die psychologischen Entwicklungen; dieselbe groblinige und doch raffinierte Menschenbetrachtung, die an Stelle der Seele die animalischen Instinkte setzt, läßt diese Menschenmaschinen klar bewußt ihr Inneres durchschauen; die unsentimentale Gleichgültigkeit gegen die Feinheiten höheren Seelenlebens zieht die scharfen Konturen dieser unplastischen Gestalten; die geistlose Banalität, hinter der das sexuelle Fieber wühlt, spiegelt sich in den Trivialitäten des Dialogs; derselbe starre Wille, der auf Sinnlichkeit und Macht sich richtet, hämmert seiner Dichtung die Ideen ein.

Mag man immerhin die seelischen Bedingungen seines künstlerischen Schaffens als einseitig, ungesund oder verzerrt beurteilen, so ist doch nicht zu übersehen, daß nur ein energischer Künstlerwille Werke von so starkem individuellem Gepräge hat schaffen können.[1])

Gerhard Heine

Bochum und Gardelegen

So gern ich die Pflicht der Kirche, in der Ernährungsfrage die Gewissen zu schärfen, anerkenne, läßt mich der Bochumer Brief in Nr. 44 doch unbefriedigt. Er wie auch der Artikel „Bochum und Gardelegen“ in Nr. 42 weisen das Strafwort der Kirche nur in die Richtung nach unten, nicht nach oben. Soll es also wieder gehen wie zur Zeit der sozialen Kämpfe? Und dabei ist wiederum die Stellung derer da oben wichtiger als die unten. Den Satz: „Behördliche Maßnahmen genügen nicht, sie bleiben ziemlich wertlos, wenn sie nicht auf guten Willen stoßen“ möchte ich umkehren: „Aller gute Wille genügt nicht, wenn er nicht durch vernünftige Organisation behördlicherseits aufgenommen und geleitet wird.“ Aber wie unendlich oft ist der gute Wille übersehen, mißleitet, vor den Kopf gestoßen worden! Ich denke nicht an einzelne Ungeschicklichkeiten. Ich nenne nur den schwersten Anstoß, der fast seit Kriegsbeginn unserm Landvolk gegeben wird: die Gerste, unser bestes Futtermittel, darf den Höchstpreis auf Umwegen bis ins Grenzenlose überschreiten. Die Bauern verfüttern daher ihr Getreide und ihre Kartoffeln, bis es — zu spät — verboten wird. Und auch dann bietet eben jener Gerstenwucher einen starken, für die Mehrzahl zu starken Anreiz, Nahrungsmittel zu verfüttern. Schlimmer als alle Verkehrtheiten der behördlichen Maßnahmen ist die Scheu, sie durchzuführen. Ein Beispiel bietet ja unser Fall Bochum: Warum duldet man denn die Ueberschreitung des Kartoffelhöchstpreises durch Sprit- und Stärkefabriken im Kreise Gardelegen? Und der tiefere Grund dieser verhängnisvollen Mißstände? Es sind deren zwei. Erstens die Abneigung des grünen Tisches gegen den Praktiker. Wenn der Landrat seinen Bauern oder ihren Vertrauensmännern persönlich die Not der Stadt und die Pflicht des Landes vorstellt und sie — rechtzeitig! — fragt: Was haltet ihr für den besten Weg zur Hilfe? dann wird der gute Wille sich in brauchbaren Vorschlägen und ihrer Befolgung glänzend zeigen. Da man aber diesen Weg nicht geht und darum alsbald das Ungeschickte seiner Maßnahmen erkennen muß, so hat man nicht den Mut, nun wenigstens auf ihrer Durchführung zu bestehen, wo doch durchweg gilt: Lieber noch ungeschickte als gar keine Maßregeln. Aus dieser Abneigung der Behörde vor der Fühlungnahme mit dem Leben erkläre ich mir auch den Mangel an Aufklärung, der viel unnötigen Unwillen hervorruft. Bei Einführung der Zuckerkarte z. B. vertröstete man das Volk auf die neue Zuckerernte. Jetzt wird sie stillschweigend beibehalten. Niemand hält es für der Mühe wert, die Konsumenten über die Ursache aufzuklären. Wohl aber hört man, daß 70000 dz der alten Zuckerbestände und 100000 dz der neuen Ernte den Pfälzer Weinbauern in Aussicht gestellt sind. Und hier stoßen wir auf den zweiten Grund des Uebels: die allzu ängstliche Rücksichtnahme auf die „Reichen“. Großgrundbesitz, Handel, Industrie werden einseitig bevorzugt, vor allem die Schonung der Alkoholindustrie liegt wie ein Bann auf Deutschland. Mag man, wie v. Batocki, die (Gott Lob unrichtige) Ueberzeugung haben, daß der Alkohol die „Stimmungen“ in Volk und Heer günstig beeinflußt, erheblich günstiger würde sie doch beeinflußt werden, wenn die Brot-, Fleisch-, Kartoffel-, Butter- und Zuckerrationen erhöht werden könnten. Und sie könnten es, wenn man sich zur Stillegung der Alkoholindustrie entschlösse. Garnicht zu reden von der Nebenwirkung, daß die dann freiwerdenden Arbeitskräfte der ihrer so dringend bedürftigen Munitionsindustrie zugeführt werden könnten. Ganz übersehen scheint mir bisher der pädagogische Wert eines solchen Verbots zu sein. Wenn der Landmann sieht, daß die Regierung sich — endlich — zu diesem für den Durchschnittsdeutschen unerhörten Schritt entschließt, so wird er einen ganz anderen Begriff vom Ernst der Lage bekommen und so viel eher bereit sein, nun auch seinerseits sein Aeußerstes zu tun, um die Volksernährung sicher zu stellen. So aber sagt er sich: Wenn Andre sich noch satt trinken können, will ich mich wenigstens satt essen. Und ich kann ihm nicht unrecht geben. Denn wenn Herr v. Batocki (Hamburger Fremdenblatt Nr. 276 A vom 5. 10. 16) einen „wirklichen Notfall“ in unserer Ernährungslage bestreitet und darum wertvollste Nahrungsmittel sorglos weiter zu Alkohol verarbeiten läßt, wer kann dann vom Landmann verlangen, daß er den „Notfall“ einsieht und ihm verbieten, diese Dinge zu Fleisch und Milch zu verarbeiten?

Ceterum censeo, die Alkoholfabrikation sei zu inhibieren. Und die Kirche hat mehr nach oben als nach unten ihren Ruf zu richten, vor allem diesen: Es ist ein Bann unter dir, Deutschland, darum kannst du nicht stehen vor deinen Feinden, bis daß ihr den Bann von euch tut (Josua 7, 13).

Ganderkesee

Bultmann

---

1) Wedekinds Leben sieht so aus, als habe er selber es gedichtet. Sein Vater war Arzt beim Sultan, Ersatzmann im Frankfurter Parlament und lebte dann 15 Jahre in San Franzisko; die Mutter Schauspielerin in San Franzisko; deren Vater ungarischer Mausefallenhändler, Begründer einer chemischen Fabrik in Ludwigsburg, politischer Gefangener auf dem Asperg. Hier erfindet er die Phosphorstreichhölzer, begründet nach seiner Freilassung eine chemische Fabrik in Zürich und stirbt im Irrenhause. Der Dichter selber, geboren 1864, studiert Jura, wird Verfasser von Reklameannoncen für Maggis Suppenwürze (Modell für Robert in Hauptmanns „Friedensfest“: „Afrikareisender . . . nahe am Verschmachten, na . . . und da laß ich denn gewöhnlich eine Karawane kommen, die unsern Artikel führt“), Rezensent für Zirkusse und Variétés, dann nach Aufenthalt in Paris und London, umherziehender Schauspieler unter einem Leipziger Schmierendirektor, Mitglied des besseren Tingeltangels der „Elf Scharfrichter“, Schauspieler in Berlin, jetzt Schriftsteller und gastierender Schauspieler in München.

D B

Verschiedenes

Bulgarien und Mitteleuropa. Von Friedrich Naumann. Berlin, Georg Reimer. 69 S. 1 Mk. (Die neue „Volksausgabe" von „Mitteleuropa" für 2,40 Mk. enthält „Bulgarien und Mitteleuropa" mit!)

Naumann gibt hier „die Weiterdenkung des mitteleuropäischen Gedankens nach dem Balkan hin", die auf seinem Besuch mit den deutschen Parlamentariern in Bulgarien beruht, mit eindringenden Beobachtungen über Land und Leute, treffenden Schlaglichtern auf die bulgarische Geschichte und die Entwicklung unseres Verhältnisses zum Orient. Mit der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland begann die Loslösung von Rußland und damit die Notwendigkeit, neue Bundesgenossen zu suchen. Nun sind wir auf die Linie Berlin-Bagdad angewiesen, die über Sofia führen muß. Wir brauchen die Verbindung mit Bulgarien, die wiederum erst möglich geworden ist, nachdem dessen politische Auseinandersetzung mit Oesterreich und der Türkei erfolgt war. Schon hieraus geht hervor, wie kompliziert das ganze Verhältnis ist und wie weit die vorhandenen und noch möglichen Schwierigkeiten hinausgehen über die in „Mitteleuropa" behandelten. Es lassen sich hier wohl allgemeine Gesichtspunkte aufstellen; Naumann prägt die Formel: alles Nationale muß dezentralisiert, alles Handelspolitische balkanisiert, alles Militärische mitteleuropäisch werden. Aber es bleiben genug ungelöste Fragen, vor allem deshalb, weil die bulgarische Geschichte noch so jung ist: ein Land, das noch nicht 40 Jahre besteht! Wohl hat die beispiellose kulturelle Entwicklung Bulgariens, vor allem die musterhafte Ausgestaltung seines Schulwesens größte Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Aber die Möglichkeiten für die Zukunft gehen, so wenig wir das wünschen wollen, nicht bloß nach der günstigen Seite. Es ist doch kaum zu erwarten, daß die zerstörenden Wirkungen der Kultur die elementare Kraft dieses Bauernvolkes unangetastet lassen werden. Schon jetzt werden „Intelligenzen auf Vorrat produziert". Die Bulgaren sind jetzt das zweifellos tüchtigste Balkanvolk. Aber die mitteleuropäische Verbindung mit ihrer Verlängerung nach dem Orient bleibt doch eine Verbindung von ungleichen Kontrahenten und enthält darum besondere Gefahren, wenn sie die einzige Möglichkeit bleibt, d. h. wenn der Schützengraben im Osten und Westen eine Einrichtung für die Dauer wird. Das Naumannsche Buch löst noch mehr Fragen aus, als es aufwirft. Gerade darin zeigt sich, daß es ein Buch zum Nachdenken ist. Es ist ein vielfach noch tastender Versuch auf einem neuen, uns erst in undeutlichen Umrissen bekannten Gebiet. Es fehlt die volle Zuversichtlichkeit von „Mitteleuropa". Aber vielleicht ist das noch ein besonderer Vorzug.
Ewald Stier

Bildungswesen und Schulreform in der neuen Türkei. Von Schulrat Otto Eberhard. (Zur Pädagogik der Gegenwart 42, Sonderabdruck aus „Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" Band 49.) Dresden-Blasewitz, Bleyl und Kämmerer. 63 S. 1,80 Mk.

Die Herstellung einer Synthese zwischen der alten Kultur des Orients und der modernen Geisteslage des Abendlandes ist die große Aufgabe für eine türkische Schulreform. Sie ist bisher kaum ernstlich angefaßt: man baut von oben nach unten, man will rasche Ergebnisse haben und scheut die mühsame Kleinarbeit. Das ist das Ergebnis der eingehenden Darstellung des trefflich unterrichteten Verfassers, so weit die Gegenwart in Betracht kommt. Wenn er trotzdem hoffnungsvoll in die Zukunft schaut, so vertraut er auf die Energie des deutschen Schulmanns, der auch so großer Schwierigkeiten Herr zu werden vermöchte. Freilich überschätzt er dabei wohl die Stellung, die die deutsche Kultur gegenwärtig in der Türkei einnimmt. Etwas zu ungünstig sind die bisher in der Türkei bestehenden Auslandsschulen beurteilt; zur Zahl der deutschen Schulen hätten die Angaben von Sommer verwendet werden sollen. Von diesen kleinen Ausstellungen abgesehen ist die gründliche Schrift durchaus zu empfehlen.
Ewald Stier

Der britische Imperialismus. Ein geschichtlicher Ueberblick über den Werdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Dr. Felix Salomon. Leipzig, Teubner. 223 S. 3 Mk.

Kein Buch der großen Linien. Es ist viel Einzelmaterial verarbeitet, doch treten die Hauptgesichtspunkte deutlich genug hervor. Der mittelalterliche, der merkantilistische und der Freihandelsimperialismus werden nach einander behandelt und aufgezeigt, woran sie scheitern mußten; über die neueste Phase des britischen Weltreichs, die eigentlich erst unter den Begriff des Imperialismus fällt, heißt es zum Schluß: „Der moderne Imperialismus führte eine Weltkatastrophe herbei, weil er sich mit dem Nebeneinander gleichberechtigter Weltmächte nicht abzufinden verstand, und wir dürfen die Zuversicht haben, daß er als Sieger aus ihr nicht hervorgehen wird." Das Buch ist in hohem Grade aktuell. Trotzdem schreibt der Verfasser mit nüchterner Sachlichkeit: das ist keine Selbstverständlichkeit in dieser Zeit, wo der Krieg die Gemüter auch vieler Gelehrten in unerhörtem Maße aufregt und das Urteil verwirrt. Wem daran liegt, zu einem eindringenden Verständnis der gegenwärtigen Probleme zu kommen, wird die Schrift nicht ohne Gewinn aus der Hand legen.
Ewald Stier

Kleine Mitteilungen. An fernen Gräbern. Unter diesem Titel ist eine Totenfestpredigt zum Gedächtnis unsrer Gefallenen erschienen von Gustav Mahr, dem Verfasser von „Balsers Ernst ist gefallen". Es ist ein Sonderdruck aus der „Dorfkirche", zu haben in der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin SW 11 Dessauer Str. 7, das Stück 5 Pfg., bei Mehrbezug billiger. Die sonntäglich erscheinende Pfennigpredigt Mit Gott durch Kampf und Sieg (Cassel, Pillardy und Augustin) für Bußtag stammt von Professor Uckeley, die für Totenfest von Generalsuperintendent Blau. 25 Stück 25 Pfg., in größeren Posten noch billiger. Der evangelische Preßverband in Stuttgart hat zum Totenfest ein von Rudolf Schäfer ausgestattetes Heftchen „Gefallenengedächtnis" herausgegeben, das von Stadtdekan Traub verfaßt ist 50 Stück 1,90 Mk., gleichfalls bei Mehrbezug noch billiger.

Das Versammlungsleben rührt sich mächtig. Man sucht Fühlung und für den drängenden Willen zu allerlei Gutem eine Bahn. Auch daß mancherlei, und Wichtiges, jetzt nicht in der Presse frei verhandelt werden kann, keineswegs bloß um der Zensur, sondern um der Sache willen, nötigt zum Zusammenkommen und Beraten. In Darmstadt verhandelte man vom 7. bis 9. über den Neuaufbau des deutschen Familienlebens nach dem Kriege; am 25. 26. findet eine Besprechung der Frauen über die Sittlichkeitsfrage statt. Es ist auch ganz recht, wenn nicht gleich alles in breiter Oeffentlichkeit vorgeführt wird; man weiß zu wenig von den Dingen und von einander; auf wirksame Reden kommt es jetzt viel weniger an als auf ruhige Bemächtigung.

Am 19. 20. findet in Frankfurt a. M. die längst vorbereitete Gründung des Deutschen Sonntagsbundes statt. Evangelische und katholische Männer laden ein. Beginn am 19. Sonntag 6 Uhr in der Paulskirche, Hauptverhandlung am 20. Montag im Gemeindesaal der Matthäuskirche.

Zu einem theologischen Lehrgang 28.—30. ladet der Zentralausschuß für Innere Mission: v Bezzel, Bertholet, Pfennigsdorf, Mirbt, Dibelius, Gruhl, Gennrich, Klingemann werden vortragen, über lauter Kriegs-Themen. Man wende sich an die Geschäftsstelle des Zentralausschusses in Berlin-Dahlem, Post Lichterfelde 3, Altensteinstraße 51.

Eine neue Weihnachtsgabe von Pastor Saathoff in Göttingen zur Versendung ins Feld ist soeben ausgegeben: Kriegsweihnacht. 32 S. 30 Gramm. 20 Pfg. Partiepreise. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.
R

Weitere Kriegsliteratur

Herm. Siegfr. Rehm: Feldmarschall Hellmuth von Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk (Bannerträger für Deutschtum und Vaterland 2). Leipzig, Hesse und Becker. 168 S. 1,50, gebunden 2 Mk.

G. W. Schiele: König Rothart und sein Volk. Ein wirtschaftliches Märchen mit Nutzanwendung: Die Fehler des gegenwärtigen Systems der Volksversorgung. Handschriftlich gedruckt. München, J. F. Lehmann. 34 S.

Siegfried Schlösser: Sonette aus dem Schützengraben. Nebst einem Zwischenspiel aus der Heimat und einem Anhang 1915/16. Leipzig, G. K. Sarasin. 56 S. 1 Mk.

Rudolf Schubring: Warum wir noch kämpfen? Berlin, Hutten-Verlag. 12 S. 20 Pfg. Partiepreise. — Klar und wirksam.

Dr. Max Simon: Der Weltkrieg und die Judenfrage. Leipzig, Teubner. 80 S. 1,20 Mk.

D. Hermann Steinlein: Luther und der Krieg. Nürnberg, Verein für Innere Mission. 54 S. 40 Pfg.

Franz Strunz und Max Grunwald: Empor die Herzen Andachten für Gebildete aller Stände. Gabe des Kriegsgefangenen-Fürsorgekomitees des österreichischen Roten Kreuzes. Wien, Seidel und Sohn. 160 S. 1,80 Mk.

Ewald Uhlig: Unsere Losung nach zwei Kriegsjahren Predigt. Bremen, Winter. 8 S. 50 Pfg.

Martin Willkomm: Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin! 30 Andachten für die Kriegszeit. Zwickau, Schriftenverein. Feldausgabe. 57 S. 25 Pfg. Partiepreise.

Professor D. Wurster: Soldatenpredigten fürs Feld. Soldatenglaube. 76: Predigt auf 10. S. nach Dreieinigkeit, 27. Aug. 1916 von † stud. theol. Heinz v. Rhoden, Leutnant d. Res., als dessen erste und letzte Predigt in Varna (Bulgarien) am Schwarzen Meer (Dezember 1915). Stuttgart, Flugschriftenverlag des Ev. Preßverbandes. 4 S.

Quittung

Für die Not der Siebenbürger Sachsen: je 100 Mk. von H W aus dem Feld; aus der Evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg; 86 aus einer liturgischen Reformationsfeier in Harburg; 50 von Sch, Halberstadt; 36 Sammlung durch H, Marburg, II. Rate; 25 aus einer Reformationsfeier der St. Georgen-Gemeinde in Frankfurt a. O.; 23 aus der Paulus-Gemeinde in Halle a. S.; je 20 von F, Schwerin; B aus dem Feld; 17,50 aus der Gemeinde Niedertrebra; 15,25 Sammlung des Stadtpfarramts Niedernhall; je 10 von E B, Stuttgart; F W B, Wymeer; 9 von St, Lenzen; je 5 von L P, Frankfurt a. M.; R W aus dem Feld; 3 von L, Waldhof-Elgershausen.

Für das Hilfswerk Pfarrer D. Zöcklers in Galizien: 25 Mk. aus einer Reformationsfeier der St. Georgen-Gemeinde in Frankfurt a. O.

Wir bitten herzlich um weitere Gaben!
D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Donnerstag 30. November 6 Uhr im Anlagegebäude der Kgl. Universität (Alte Bibliothek) Auditorium Nr. 3 (Erdgeschoß): Der Christus der Kulturarbeit. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer.

Cassel. Montag 4. Dezember 8¼ Uhr Vereinshaus: Die Aufgaben der Freunde der Christlichen Welt in der Gegenwart. Stier-Marburg.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Montag 27. November 8 Uhr Carola-Hotel: Die Bevölkerungsfrage. Prof. Dr. med. Clemens-Chemnitz.

Dessau. Freunde evang. Freiheit. Montag 4. Dezember 8¼ Uhr in der Askania: Schleiermacher, Reden und Monologen. Hemprich-Pötnitz.

Görlitz. Montag 20. November 8 Uhr in der Krone am Obermarkt: Die Erneuerung des Christentums durch das geschichtliche Bild Jesu. Professor Weinel-Jena.

Magdeburg. Montag 5. Dezember 4 Uhr Hasselbachstr. 1 (Stadtmission): Die Schranken der Denktätigkeit in der Religion. Von der Ehrlichkeit des Theologen. Pastor Danneil.

Versammlungskalender

16. 17. November	Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Berlin
19. 20. "	Deutscher Sonntagsbund Frankfurt a. M.
28.—30. "	6. Theologischer Lehrgang des Zentralaussch. für Inn. Miss. Berlin
6. 7. Dezember	Gustav Adolf-Stiftung Leipzig.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 44. Aus Baden: II. Stück, die innerkirchlichen Verhältnisse — Verein für religiöse Erziehung — Der Krieg: Fronleichnamsfest, jüdisches Osterfest und Karfreitag; Einfluß des Krieges auf Christentum und Kirche; Kriegsanleihen.

Nr. 45. Die römische Frage — Aeußerungen des kirchlichen Lebens 1914 (I. Teil) — Die Zöllnersche Rede — Verschiedenes: Missionsgaben in Deutschland; Konferenz für evang. Gemeindearbeit; Apologetisches Seminar in Wernigerode; Noch immer „ungläubig" — Personalien.

Für Kriegsbetstunden
bietet reichen Stoff:
Friede sei mit euch!
Erbauungsstunden in schwerer Zeit
von Hermann Schmökel.
Im ganzen 13 Andachten.
Preis **80 Pf.**
Stiftungsverlag - Potsdam

Postdirektorwitwe, in einem Ostseebad, sucht ein Kind (Mädchen oder Knabe) oder junges Mädchen in treue, sorgfältige Obhut und gemütvolle Familienpension zu nehmen. Höhere Schulen am Ort. Vorzügliches Klima. Auskunft erteilt Prof. **Rade, Marburg** und Pastor **v. Broecker, Halle a. S.**

Für 6½ jährigen gesunden Knaben aus guter evangelischer Familie, **Vollwaise,** wird unentgeltlich liebevolle Aufnahme gesucht. Offerten erbeten unter **Nr. 7654** an den Verlag der Christlichen Welt.

Soeben erschienen: **B. Kotzin,**
Geschichte und Theorie des Ido
übersetzt von Dr. med. Wilhelm Winsch u. Wilhelm Reuss,
m. einem Vorwort v. Dr. Winsch.
Verlag Ader und Borel, Dresden A 1
Struvestr. 40 Preis 1 Mark

Köstliche Bücher voll echtem Humor

E. von Oertzen, geb. von Thadden:

Neue Auflagen!

Meine Kuh und andere hinterpommersche Geschichten
Die Entenrike und andere hinterpommersche Geschichten
Die ollen vielen Jungs und andere hinterpommersche Geschichten

Preis broschiert je M. 2.50, geb. je M. 3.50

Es sind einfache Geschichten vom Lande, aber meisterhaft erzählt und von einer Anschaulichkeit, daß man die Personen in ihrer strotzenden Lebensfülle leibhaftig vor sich sieht. Die prächtige, lebensvolle Darstellung, das tiefe Gemüt und der gesunde Humor sind die Vorzüge der Schilderungen von E. von Oertzen. Man merkt sofort, daß die darin auftretenden Personen echt sind. Wer sich eine erquickliche Stunde verschaffen will, lese diese prächtigen Bücher; er wird sie nicht ohne ein Gefühl herzlicher Befriedigung und vergnügter Behaglichkeit aus der Hand legen und gern wieder in die Hand nehmen.

Von derselben Verfasserin erschien:

Sie und ihre Kinder. Roman. 4. Tauf. Geb. M. 5.—
Wir auf dem Lande. Hinterpommersche Skizzen aus der Kriegszeit. 60 Pfg.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9, Schellingstraße 5

Deutsche Worte — Deutsche Lieder
Stimmungsvolle Beilage zu **Weihnachts**-Liebesgaben für unsre Soldaten
6 Einzelheftchen je 5 Pf., 100 St. gemischt 2,80 Mk., Sammelhefte 25 Pf., 24 St. 4,30 Mk., 100 St. (10 Pfd.) 14,50 Mk. postfrei geg. Kassa od. Nachnahme.
Diese Selbstkostenpreise lassen keinen Buchhändlerrabatt zu.
Postscheckkonto 7929 Frankfurt (Main) **Druckerei Bauer** in **Marburg**

Neu! **G. Behrend, Der Grenzturm**

Roman. Gebunden M. 5.—

Der Roman nimmt seine Gestalten aus längst vergangenen Tagen. Der Verfasser schildert schlicht, aber eindringlich, weiß dramatisch zu fesseln und, was die Hauptsache ist, läßt auch unser Gemütsleben an den Ereignissen teilhaben: Der Grenzturm, die Scheide zwischen zwei ritterlichen Geschlechtern derer von Halleneck und von Bergen, ist der Schauplatz der Handlung. Sie umrankt eine Chronik, die besagt: „Wenn wieder eine Halleneckerin wird einen Bergen lieben, muß dieser Liebe wegen der Herr von Halleneck sein Leben lassen." Damit ist das tragische Moment der Handlung gegeben. Besonders reizvoll ist die Geschichte der ersten Liebe des Grafen Heinrich dargestellt, das buntbewegte Treiben bei der Hochzeitsfeier, psychologisch fein der Charakter der Gattin Christina. Der durch das ganze Werk schreitende gleichsam gute Genius ist der Narr Rigo, zusammen mit dem alten Pförtner Henning zwei prachtvolle Schöpfungen. Wir begrüßen in dem Grenzturm ein gutes Buch, das, vorzüglich ausgestattet, seinen Weg gehen und viele Freunde finden wird. Der Autor wird uns mehr Gutes schenken.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9, Schellingstraße 5

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)
mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.
Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. **Anerkannte Frauenschule.**

II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung

III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Für das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regierungs- und Schulrat.

Fürs Feld

Neue Weihnachtshefte: je 10 Pf., 100 Hefte M. 8.— (auch gemischt)

D. Dr. Conrad, Geh. Rat, **Zur dritten Kriegsweihnacht.** Ein Weihnachtsgruß für Heer und Flotte.

D. Lahusen, Gen.-Sup., **Licht, Liebe, Leben.** Ein Wort an die Brüder im Felde. Weihnachten 1916.

Ed. Le Seur, Pfarrer, **Dennoch!** Ein Weihnachtsgruß an unsere Brüder im Felde.

H. Priebe, Pfarrer, **Das Leben ist erschienen!** Eine Weihnachtspredigt für unsere Brüder im Felde.

Adeline Gräfin zu Rantzau, Hans Kamp.
Roman. Feldausgabe, kart. M. 1.20. 11. Tausend.

Diedrich Speckmann, Heidjers Heimkehr.
Feldausgabe, M. 1,—. 90. Tausend.

Wilhelm Speck, Der Joggeli. Feldausgabe, 60 Pf. 40. Tausend.

Fürs heil'ge Vaterland. Ein Heimatgruß an unsere Krieger im Felde.
Erzählungen und einige Gedichte von Ernst Zahn, H. Schrott, Peter Rosegger, Wilh. Lobsien, Marie Feesche u. a. Preis kart. 80 Pf.

Zum Zeitvertreib. Allerlei Rätsel und Unterhaltendes fürs Feld und Lazarett. 60. Tausend. Preis 10 Pf., 50 Ex. M. 4,50, 100 Ex. M. 8.
Derartige Büchlein sind stets sehr willkommen.

Für Heer uud Flotte neue Hefte

Heft 6: **Die langweilige Engländerin.** 20 Pf. 7: **Schön Wetter.** 40 Pf. 8: **Die versteuerten Schuhe.** 20 Pf. 9: **Die Studienreise der Baurätin.** 40 Pf. 10: **Der Lieblingsneffe.** 60 Pf.
Lauter humorvolle Geschichten, Erzählungen, die unseren Soldaten mal einige freudevolle Stunden bereiten sollen.
Früher erschienen 5 Hefte zum Preise von je 20 Pf.
Alle 10 Hefte M. 2,80, 50 Hefte gemischt (je 5 Expl.) für M. 12,—, 100 Hefte gemischt (je 10 Expl.) für M. 20.—.

Martin Warneck, Verlag, Berlin W 9, Schellingstr. 5

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.